

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein
Band: 28 (1883)
Heft: 28

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizerische Lehrerzeitung.

Organ des schweizerischen Lehrervereins.

№ 28.

Erscheint jeden Samstag.

14. Juli.

Abonnementspreis: jährlich 5 Fr., halbjährlich 2 Fr. 60 Cts., franko durch die ganze Schweiz. — Insertionsgebühr: die gespaltene Petitzeile 15 Cts. (15 Pfennige).
Einsendungen für die Redaktion sind an Herrn Seminardirektor Dr. Wettstein in Küssnacht (Zürich) oder an Herrn Professor Rüegg in Bern, Anzeigen an
J. Huber's Buchdruckerei in Frauenfeld zu adressiren.

Inhalt: Die Überreizung der Jugend. — Über die Verfassungskunde in der Volksschule. I. — Aufruf zur Beteiligung an der 50jährigen Jubiläumsfeier des Seminars Münchenbuchsee. — J. J. Rousseau's Leben. VIII. — Totenliste. — Aus amtlichen Mitteilungen. — Allerlei. — Für unsere Lehrerinnen. I. —

Die Überreizung der Jugend.

In Sunderland, einer Stadt von etwa 120,000 Einwohnern im nördlichen England, hat sich ein schreckliches Ereignis zugetragen, dessen Kunde durch alle Blätter gegangen ist: in einem Theater, wo der Jugend eine Schauforstellung gegeben wurde, sind infolge einer Verkettung von ungünstigen Umständen 183 Kinder ums Leben gekommen, zertreten worden oder erstickt, und eine Anzahl anderer sind mehr oder weniger schwer verletzt. Wie im heutigen „Allerlei“ zu lesen ist, haben im verflossenen Februar in einer von Nonnen geleiteten Schule in New-York in ähnlicher Art 16 Kinder das Leben verloren. Im letztern Fall trifft die Eltern keine Schuld, sind sie auch ganz frei von solcher bei jenem Unglück in Sunderland? Widmann hat bereits diese Frage im „Bund“ einer Besprechung unterzogen, und wir fühlen uns gedrungen, noch einmal in einem etwas allgemeineren Sinn auf dieselbe zurückzukommen.

Es ist eine überall verbreitete Klage, dass Luxus und Genussucht in hohem Masse zugenommen haben. In der Tat werden mehr Werte erzeugt und verbraucht, als vielleicht je vorher. Das Jahrhundert der Erfindungen, in dem wir leben, gleicht in dieser Beziehung einigermaßen dem 16. Jahrhundert, dem Jahrhundert der Entdeckungen auf geographischem Gebiet, welchem die neu entdeckten Erdteile die Genussmittel brachten, wie sie jetzt aus den Werkstätten der Wissenschaft und aus dem Qualm und Lärm der Maschinen und Fabriken hervorgehen. Diese Maschinen aber können nur im Gang bleiben, wenn ihre Erzeugnisse verbraucht werden, und sie werden in der Hauptsache verbraucht von der Masse des Volkes, nicht von den wenigen mit Reichtümern Begabten. Der sogenannte Luxus hält diesen Zweig der modernen menschlichen Tätigkeit im Gang. Könnte man das, was man Luxus in Kleidung und Wohnung nennt, aus der Welt schaffen, so würde man gleichzeitig auch unsere Seiden- und Baumwollenindustrie, unsere Uhrenmacherei und

Maschinenfabrikation, fast unsere ganze gewerbliche Tätigkeit stillstehen lassen. In dem Getriebe der menschlichen Gesellschaft hängt alles so eng zusammen, dass man keinen Teil herausnehmen kann, ohne den Gang des Ganzen zu unterbrechen.

Ähnlich, wie mit dem Luxus, verhält es sich mit der sogenannten Genussucht. Der Verbrauch, der durch dieselbe bedingt ist, ermöglicht der arbeitenden und produzierenden Menge die Fortexistenz.

Aber wenn wir auch nicht in das Verdammungsurteil einstimmen, das man wegen der Zunahme von Luxus und Genussucht häufig über unsere Zeit ausspricht, wenn wir auch zugeben, dass diese Entwicklung wie eine Art Verhängnis, das nicht abgewendet werden kann, durch die moderne Welt geht, wie ein Naturprozess, dessen Regulierung im ganzen nicht in unserer Hand liegt, so halten wir doch dafür, es gebe hiebei Beziehungen, deren Berücksichtigung für den Einzelnen sowohl, wie für grössere Vereinigungen von vitalem Interesse sei. Wir denken hiebei vor allem aus an die Erziehung, in der ja ohnehin soziale Misstände häufig genug ihre Wurzel haben.

Wir verlangen von einem normal entwickelten Menschen, dass er empfänglich sei für die Reizeinwirkungen, die von aussen kommen, weil das die Grundbedingung ist einer energischen Tätigkeit und weil diese Tätigkeit des Einzelnen und der Gesamtheit zum Fortbestand beider unerlässlich ist. Wer rastet, rostet. Nun ist es eine bekannte Erfahrung, dass ein Reiz bei gleichbleibender absoluter Stärke auf uns einen sehr verschiedenen Eindruck macht, je nachdem er für sich allein einwirkt, oder aber in Verbindung mit anderen Reizen, die gleichzeitig vorhanden, oder die vorhergegangen sind. Einer der grössten und verhängnisvollsten Fehler der Erziehung ist nun eben der, dass diese Seite des menschlichen Wesens ausser Acht gelassen wird; man lässt auf das Kind zu viele Reize einwirken und macht es so unempfindlich gegen die neuen, wenn diese nicht intensiver sind, als die vorhergegangenen. Wir wollen das an einem einfachen Beispiel klar machen.

Jedenfalls ist der Wein ein starkes Reizmittel. In weinbau-treibenden Gegenden gibt es genug Eltern, welche den Wein für unentbehrlich halten zum Leben und welche deswegen ihn schon den Kindern selbst gegen deren Willen eintränken. Der junge Organismus gewöhnt sich nun an diesen Genuss, aber es muss derselbe von Jahr zu Jahr gesteigert werden, wenn der Reiz sich gleichbleiben, wenn das Gefühl der Befriedigung fortbestehen soll, ja der Organismus wird leistungsunfähig, wenn nicht um 9 Uhr, um 11 Uhr, beim Mittagessen, um 2 Uhr, um 4 Uhr und beim Nachtessen mindestens ein halber, besser aber ein ganzer Liter hinter die Binde gegossen werden kann. Und dann jammert man über schlechten Verdienst und schlechte Zeiten!

Ist die Sache im wesentlichen besser, wenn als Reizmittel nicht der Wein dient, sondern ein anderer Genuss, für den der kindliche Organismus zu jung, zu unentwickelt, zu reizempfindlich ist? Ist es besser, wenn man die Jugend in den Zirkus führt, wo Erwachsene und selbst Kinder auf dem Seil, am Trapez, auf Pferden ihr Leben dransetzen müssen, wie einst die Gladiatoren in der römischen Arena, zur Belustigung eines Publikums, das gegen feinere Reizeinwirkung unempfindlich geworden ist?

Ob die vorzeitigen Reizeinwirkungen auf die Jugend in materiellen Genüssen grobsinnlicher Art bestehen, oder ob sie zu einer höhern Art gehören, ob der Gaumen dabei die Hauptrolle spielt, oder Auge und Ohr, der schliessliche Effekt ist immer der nämliche, und der besteht in Abstumpfung und darausfolgender Energielosigkeit und in Genussucht, im Jagen nach immer neuen und immer schärfern Reizeinwirkungen.

Derartige Verirrungen und Sünden der häuslichen Erziehung bereiten der Schule einen schweren Stand und zwar in zwifacher Art. Nicht bloss sind die Schüler für die Einwirkungen des Unterrichtes weniger empfänglich, blasirt und zerstreut, sondern die Schule muss auch an diesen Übeln schuld sein, wird sie doch für alle Mängel verantwortlich gemacht, welche dem öffentlichen Leben anhaften. Und doch kann die Schule nur wenig dagegen tun. Das gute Beispiel des Lehrers wiegt das böse der Eltern oder der Vettern und Basen nicht auf. Das wird am augenfälligsten da, wo viele Menschen mit vielerlei Bedürfnissen und von recht ungleicher ökonomischer Stellung beisammen wohnen, und macht seit alter Zeit die Klage der Lehrer in den Städten aus. Die Schule kann mehr nur dadurch wirken, dass sie sich nicht des nämlichen Fehlers schuldig macht, wie das Elternhaus, dass sie ihre Reizeinwirkungen nicht verfrüht, dass sie dieselben erst dann eintreten lässt, wenn es der physischen Entwicklung des Schülers entspricht. Tut sie das auch immer? Wird nicht dann und wann, wird nicht sogar häufig auf einer niedern Schulstufe dasjenige gelehrt, was erst auf einer höhern vorkommen sollte? Ist nicht die Volksschule aller Stufen in Gefahr, in den gerügten Fehler zu verfallen, weil die Eltern es gerne so haben möchten, oder

weil eine Fortsetzung der Kinderschule in ein reiferes Lebensalter hinein fehlt? Muss man nicht selbst auf höheren Schulen, durch die Umstände gezwungen, manches zur Sprache bringen, wofür die Schüler noch nicht die wünschbare Reife und Lebenserfahrung besitzen? Und doch gehören alle diese Dinge der Wirkung nach zu jenen anderen, von denen oben die Rede war, die in Gestalt von Sinnenreizen Erschlaffung und Blasirtheit erzeugen und das Verlangen, sich weiter mit den nämlichen Gegenständen zu befassen, vernichten, also zu denen, welche eine wirksame Entwicklung des Einzelnen, der Familie, der Gemeinde und des Staates hemmen. Ein falsches Vorgehen in der Schule hat nicht Katastrophen zur Folge, wie die von Sunderland, aber es wirkt schliesslich nicht weniger verderblich. Wie die Kinder, welche mit einfacher leiblicher Nahrung erhalten werden, am meisten Aussicht haben, diejenige Leistungsfähigkeit und dasjenige Glückgefühl zu bewahren, welche aus einer ungestörten Gesundheit sich ergeben, so bleiben diejenigen, denen die geistige Nahrung in einfacher, natürlicher Weise zugeführt wird, die vor den geistigen Genüssen reiferer Leute bewahrt bleiben, am ehesten und längsten in der Lage, an der Lösung der dem Einzelnen und der Gesellschaft gestellten Lebensaufgaben mitzuarbeiten.

Über die Verfassungskunde in der Volksschule.

(Aus einem Referate von N. Bürrenmatt, Kantonsschullehrer in Trogen, gehalten den 18. Juni 1883 an der appenzell-ausserrhodischen Kantonallehrerversammlung in Heiden.)

I.

Die Verfassungskunde ist die jüngste und meist-angefochtene Branche der Vaterlandskunde. Man wendet gegen ihre Berechtigung ein, dass die alten Schweizer ihren staatsklugen Patriotismus weder beim Schulmeister, noch im Lesezimmer und in der Bibliothek geholt. Das ist richtig, aber sie wurden auch nicht im Webekeller oder in der Fabrik aufgezogen, und alle ihre Lebensverhältnisse waren unendlich einfacher, als in der heutigen Zeit mit ihrem tausend- und millionenfach gegliederten Räderwerke. Übrigens ist auch der Einwand, dass unsere Altvordern nur nach Instinkt gehandelt, ebenso unrichtig, wie die Behauptung, sie hätten ihren politischen Mutterwitz schon mit auf die Welt gebracht. Alle politisch bedeutenden Völker der alten Zeit, wie z. B. die Israeliten, Griechen und Römer und später auch die alten Eidgenossen, förderten in ganz zweckbewusster Weise die politische Erkenntnis ihrer Staatsangehörigen. Sogar die Frauen beteiligten sich an dem politischen Leben viel mehr als heutzutage. Was die wackere Stauffacherin bei Schiller und auch schon bei Tschudi über ihre politische Familienerziehung sagt, ist mehr als eine poetische Erfindung, weil es historisch treu eine Volkssitte widerspiegelt, die sich in Berggegenden, wo die Männer nicht den Tag in der Fabrik und den Abend im Wirtshaus zubringen, seit Urväter-Zeit teilweise bis auf den heutigen Tag erhalten hat. — Erst vom 17. Jahrhundert an, als in ganz Europa (England ausgenommen) der Absolutismus so üppig in die Halme schoss, begann auch das Volk der grossen Städtkantone, seine politische Freiheit zu vernachlässigen, und vollends die harten Züchtigungen nach dem unglückseligen Bauernkriege verleiteten dem Landvolk die Teil-

nahme an staatlichen Dingen aufs gründlichste, so dass es fortan alles Politisieren den Fachleuten, den Herren Regenten, überliess. Selbst in den Landsgemeindekantonen traten in Übereinstimmung mit dem Zeitgeiste ähnliche Erscheinungen ein; was war die Folge? Die Franzosenherrschaft vom 1798—1814 und eine abermalige Knechtung des Volkes bis zu Anfang der Dreissigerjahre, dann der Sonderbund, der eigentlich auch das Werk einzelner Volksverführer war, weil die irreguleitete Volksmasse in den sieben Kantonen keine politische Bildung besass und den ultramontanen Umtrieben und Demagogenkünsten kein selbständiges Urteil entgegenstellen konnte. Besserung trat erst ein mit dem demokratisch gestalteten Volksleben unter den kantonalen Dreissigerverfassungen und den eidgenössischen Verfassungen von 1848 und 1874.

Hinwiederum zeigt das Bild auch eine bedenkliche Kehrseite, eine Art Zentrifugalbewegung der Geister, die das nach Erwerb und Genuss strebende Individuum gar leicht aus der naturgemässen Anziehungsbahn der humanen Gemeinschaft herauschleudert auf das abschüssige Terrän egoistischer Sonderbestrebung, wo jeder soziale und patriotische Halt bald verloren geht. Hier zaghafter Kleinmut, dort eitle Selbstüberschätzung; wie oft hört man zwischen säbelraselnden Grosshansereien hinein die feige unpatriotische Bemerkung: „Und dieses kostspielige Militär, für das wir jährlich 13—15 Millionen Franken und unzählige Arbeitstage opfern, würde im Ernstfall doch keinen Pffifferling nützen!“ He, sind das Söhne — die so reden — wie sie St. Jakob sah? Wenn wir wirklich freie, republikanische und echt demokratische Schweizer bleiben wollen, so müssen wir mit allen Mitteln der Verlotterung unseres patriotischen Bewusstseins entgegenzutreten, und das tun wir auch, wenn es uns gelingen sollte, unserer Jugend noch mehr von dem echten Schweizergeiste einzuhauchen, dem wir die schönsten nationalen Errungenschaften verdanken, und wenn die junge Generation jenen andern Geist, der schon unsägliches Weh über unser Vaterland heraufbeschworen hat und schon mehrmals dessen Existenz in Frage stellte, in patriotischer, bewusster Selbständigkeit meiden lernt — ich meine den geistlosen Geist des Indifferentismus, der sich vielerorts wie giftiges Mehltau auf dem grünen Lebensbaum unserer Demokratie festsetzt und für die politische Existenz einer Republik weit gefährlicher ist, als die Pest oder die asiatische Cholera.

Nicht zwar, als ob der Unterricht in der Verfassungskunde ein Universalheilmittel gegen alle Gebrechen des politischen Lebens sein könnte; aber er kann und soll ein heilsames Gegenmittel sein, um der überhandnehmenden Zerbröckelung unseres Nationalbewusstseins entgegenzuwirken. — Selbstverständlich dürfen wir nicht ohne weiteres die schon hinlänglich belastete Primarschule mit neuem Stoff überbürden; die Verfassungskunde soll vielmehr grundsätzlich in eine obligatorische Fortbildungsschule und in die Realschule (Sekundarschule) verwiesen werden. Bis wir endlich einmal die obligatorische Fortbildungsschule haben, muss die dürftige Wochenübungsschule (die Alltagschule dauert nur bis zum 13. Jahre und ist auch dann nur Halbtagschule) dem jungen Bürger ein kleines Almosen patriotischer Geistesernährung verabfolgen, sei es nun, dass sie im letzten Schuljahr der Zivilunterweisung einige besondere Stunden oder Halbstunden einräumt, oder dass sie wenigstens beim Geschichtsunterrichte das Hauptgewicht auf die konstitutionelle Gestaltung unseres nezeitlichen vaterländischen Lebens lege. Da ist aber kein Zweifel: die Natur der Sache und die Erfahrung zeigen uns, dass sich die Schüler weit mehr für eine zusammenhängende Darstellung interessiren, als für eine gelegentliche, fragmentarische Belehrung, ganz begreiflich; denn bei letzterem Verfahren gerät man allzuleicht auf den gefährlichen Boden der Deduktion,

so dass man von der übersinnlichen Gedankenhöhe der Definition ausgeht und den Schüler erst dann auf den sichern Boden des Beispiels absetzt, wenn ihm der Kopf vom kühnen Geistesfluge schon ganz schwindlich geworden ist.

(Schluss folgt.)

Aufruf zur Beteiligung an der 50jährigen Jubiläumsfeier des Seminars Münchenbuchsee.

Am 3. September 1883 werden es 50 Jahre sein, seit die staatliche Lehrerbildungsanstalt in Münchenbuchsee eröffnet wurde. Auf vielfache Anregungen von Seiten der bernischen Lehrerschaft ist deshalb eine Jubiläumsfeier dieser Anstalt auf Ende Sommer in Aussicht genommen worden. Zur Beteiligung an dieser Feier werden hiemit Lehrer, Behörden und Schulfreunde eingeladen.

Das Lehrerseminar nimmt unter allen Erziehungs- und Bildungsinstituten unseres Kantons eine hervorragende Stellung ein. Aus ihm gingen während der fünf Dezennien seines Bestandes viele hunderte von Volksschullehrern hervor. Ihm verdanken diese Lehrer ihre Berufsbildung, ihre Begeisterung für den schweren Dienst in der Schule und auch nach dem Austritt aus der Anstalt mannigfache Anregung. Das Seminar war einst dem fröhlichen Jüngling eine zweite Heimat geworden und ist seither auch dem im Schuldienst ergrauten Manne in dankbarem Andenken geblieben. In den alten Räumen sich wieder einmal zusammenzufinden und alte Erinnerungen aufzufrischen, wird allen ein Bedürfnis und eine willkommene Aussicht sein.

Wohl hat das Seminar im Verlaufe seines Bestandes mannigfache Wandlungen erfahren. Die politischen Strömungen haben dasselbe bald in förderndem, bald in hemmendem Sinne berührt. Bildungszeit, Unterrichtsprogramm, Ausstattung mit Hilfsmitteln etc. erfahren wesentliche Veränderungen. Verschiedene Direktionen sind demselben vorgestanden und demgemäss sind auch verschiedenartige Promotionen aus ihm hervorgegangen. Aber über allem Wechsel und Wandel erhebt sich das Bild des Seminars als einer Anstalt zur Heranbildung eines tüchtigen und für seinen Beruf begeisterten bernischen Lehrerstandes. Um dieses Bild werden sich alle Promotionen freudig scharen und sich gegenseitig die Hand reichen.

Aber nicht blos für Lehrerschaft und Schule, sondern für das gesamte Volks- und Staatsleben überhaupt kommt dem Seminar eine hohe Bedeutung zu. Das haben die Volksführer und Staatsmänner jederzeit erkannt und bewiesen. Eine tüchtige Volksschule ist ein Grundpfeiler der Demokratie. Darum war auch die Errichtung einer Anstalt zur Heranbildung eines tüchtigen Volksschullehrerstandes eine der ersten Taten der neuerstandenen Volksherrschaft der Dreissigerjahre. Darum hatte sich das Seminar in jeder fortschrittlichen und volksfreundlichen Zeit einer besondern Aufmerksamkeit und Unterstützung zu erfreuen. Darum ist es auch heute noch der Gegenstand sorgfältiger Pflege und Förderung. Und die gleiche Wichtigkeit wird der kantonalen Lehrerbildungsanstalt auch in Zukunft verbleiben. Deshalb ergeht der Ruf zur Beteiligung an der Jubiläumsfeier nicht blos an die Lehrerschaft, sondern namentlich auch an die Behörden und an alle Schulfreunde überhaupt.

Die Feier soll an einem Sonntag der zweiten Hälfte des August in Münchenbuchsee stattfinden. Tag und Programm werden später bekannt gegeben werden.

Um inzwischen die nötigen Anordnungen für die Feier, die ohne Zweifel grössere Dimensionen annehmen wird, treffen zu können, sollte das bestellte Festkomitee in nächster Zeit die Zahl der Festteilnehmer kennen. Es wird deshalb den

Geladenen Gelegenheit gegeben werden, ihre Namen auf Teilnehmerlisten einzutragen. Zudem können Anmeldungen auch einzeln per Postkarte gemacht werden. *Alle Anmeldungen sind bis längstens 15. Juli dem Präsidenten des Jubiläumskomitees, Herrn Turninspektor Niggeler in Bern, einzusenden.*

In der Hoffnung, dass dieser Aufruf im ganzen Bernerlande freudigen Wiederhall finden werde, sehen wir einer recht zahlreichen Beteiligung und dadurch einer Feier entgegen, welche der Bedeutung des Anlasses würdig ist.

Mit Hochschätzung!

Bern, den 20. Juni 1883.

Namens des Festkomites

Der Präsident:

J. Niggeler.

Der Sekretär:

R. Scheuner.

Der Erziehungsdirektor

Dr. Gobat.

R. J. J. Rousseau's Leben.

VIII.

III. Die Mannesarbeit. 1741—1762.

2) Mit dem Eifer der Jugend tat er alle Schritte, um sich in Paris Gerechtigkeit zu verschaffen und Entschädigung zu erlangen. Sein Eifer schien Erfolg zu haben. Im Publikum und in den Bureaux war man entrüstet über das Benehmen des Grafen, über seine Habsucht, seine Gemeinheit, seine Bosheit. Aber während man Rousseau überall Recht gab, fand er doch nirgends Gerechtigkeit. Einzelne Köpfe konnten es mit ihren Adelsvorurteilen nicht zusammenreimen, dass ein Ambassadeur jemals gegen seinen Sekretär Unrecht haben könnte. In der Tat ward Rousseau die erhoffte Gerechtigkeit nicht. Man erklärte endlich, dass er als Nichtfranzose keinen Anspruch auf den Nationalschutz habe und dass seine Sache lediglich eine Privatangelegenheit wäre zwischen ihm und dem Grafen.

So lernte Rousseau einsehen, dass es schwer, ja unmöglich sei, bei der herrschenden Staatsordnung den Mächtigen zur Verantwortung zu ziehen und den Ohnmächtigen zu schützen. Solche Erfahrungen brachten bei dem denkenden jungen Manne eine doppelte Wirkung hervor. Es entstand in seiner Seele jener Keim von Unwillen gegen die „verkehrten bürgerlichen Einrichtungen, bei denen das wirkliche Gemeinwohl und die wirkliche Gerechtigkeit immer einer sogenannten Ordnung aufgeopfert werden, welche in Wahrheit alle Ordnung zerstört und nichts weiter ist, als dass die öffentliche Autorität der Unterdrückung des Schwachen und der Ungerechtigkeit des Starken das Siegel aufdrückt.“ Gleichzeitig reifte in ihm der Entschluss, sich nicht wieder in eine abhängige Stellung zu begeben, sondern auf die eigene Kraft sich zu stellen, über welche er bisher zu bescheiden gedacht hatte und deren Mass er endlich zu erkennen anfang.

Er zog in ein entlegenes stilles Viertel der Stadt, nahm den Entwurf seiner Oper „*Les Muses galantes*“ wieder vor, arbeitete daran mit grösstem Fleiss und vollendete das Ganze in seinen drei Akten, Text und Musik, innerhalb drei Monaten. Mit dem gleichen Eifer war er bemüht, sein Werk nun auch zur Aufführung zu bringen. Dabei blieb ihm aber nicht lange verborgen, dass die alten Vorurteile in neuer Form ihm hinderlich entgegenstanden. Er wollte die Oper zunächst Rameau zeigen, der sich weigerte, sie durchzusehen, weil das Partiturlesen ihn zu sehr anstrengte. Ein hoher Freund Rousseau's anbot sich, Musiker zusammenzubringen, um Stücke daraus aufzuführen. Murrend willigte Rameau ein, seinem Ärger Luft machend, das könne etwas Rechtes sein, was ein Mensch zusammenkomponire, der nicht von der Pike

auf gedient und der die Musik für sich allein gelernt habe. Bei der Aufführung spendete Rameau einzelnen Stücken ein übertriebenes Lob, um anzudeuten, dass sie unmöglich von Rousseau herrühren können, während er über andere unbarmherzig den Stab brach. Die Zuhörer waren geteilter Ansicht; einzelne schlossen sich dem Urteile des Meisters an; die Mehrzahl sah darin nichts, als Voreingenommenheit. Rousseau selbst fühlte sich verpflichtet, an einige Partien noch die verbessernde Hand anzulegen, um dem Ganzen die vollkommene Wirkung eines einheitlichen Gusses zu sichern. Nach einer abermaligen Arbeit von drei Wochen und vielen Bemühungen, sein Stück zur öffentlichen Aufführung zu bringen, gelang es einem seiner Freunde, dass es zur Probe angenommen wurde, aber auch nur zur Probe. Missmutig und überzeugt, dass ihm nur die Missgunst den Weg zum Erfolg versperre, zog er endlich sein Werk gänzlich zurück. Dazu hatte noch eine neue Erfahrung mitgewirkt. Für die Hoffestlichkeiten vom folgenden Winter sollte Voltaires *Princesse de Navarre* mit Musik von Rameau in passender Weise umgearbeitet werden. Der Herzog v. Richelieu, der von den Muses galantes entzückt worden war, übertrug diese Arbeit in Text und Musik Rousseau. Dieser verwendete die grösste Sorgfalt darauf, so dass die Änderungen dem Original durchaus ebenbürtig waren. Missgunst und Neid wussten es aber so einzurichten, dass Rousseau ja bei Hofe kein Vorteil erwachsen konnte. Sein Name wurde gegen alle Übung auf den Textbüchern nicht einmal genannt. Nicht besser ging es seinem Lustspiel *Narcisse*, das er schon lange den Italienern übergeben hatte, ohne dass sie es zur Aufführung gebracht hätten.

Solche Erfahrungen entmutigten ihn allmählig ganz. Er verzichtete auf Namen und Ruhm eines Künstlers und nahm nun Anerbietungen an, welche lediglich auf die Sicherung seiner Existenzmittel gerichtet waren. Er wurde *Privatsekretär* bei Madame Dupin und M. de Franceuil, die beide sich auch literarischen und wissenschaftlichen Arbeiten hingaben. Rousseau blieb indes viel freie Zeit, die er auf Studien und eigene Beschäftigung verwenden konnte. In dieser Stellung verblieb er auch über den Zeitraum hinaus, den wir hier besprechen.

Was die nächsten persönlichen Beziehungen anbetrifft, die Rousseau in dieser Zeit knüpfte, so erwiesen sich zwei von entscheidendem Einfluss auf seine Zukunft: die Liebschaft mit Therese Levasseur und die Freundschaft mit den Encyclopädisten.

Schon 1745 lernte Rousseau in dem Speisehause, das er täglich besuchte, *Therese Levasseur* kennen, ein Mädchen von 22 Jahren, das aus guter, aber zurückgekommener Familie stammte, und das hier Aushilfe leistete, um seine Eltern zu unterstützen. Sie war hübsch und sanft, aber ohne Geist und ohne Bildung. Rousseau nahm sie häufig in Schutz gegen die losen Scherze der Tischgenossen; das erwarb ihm ihre Zuneigung. Bald waren sie so weit, dass Rousseau ihr erklärte, er werde sie nie verlassen, aber auch niemals heiraten. Das erste hat er gehalten, in bezug auf das zweite wurde er später doch andern Sinnes. Im Jahr 1768 verehelichte er sich mit seiner Haushälterin. Die Frucht der ehelosen Verbindung waren allmählig fünf Kinder. Vor der Geburt des ersten im Jahre 1747 überlegte sich Rousseau lange die verschiedenen Möglichkeiten der Erziehung. Die Pariser Sitten, die Grundsätze seiner Tischgenossen, seine und Theresens Lage brachten ihn zu dem Entschlusse, sein Kind dem Findelhause zu übergeben. Theresens Widerstreben vermochte die Ausführung des Entschlusses nicht zu hindern. Was das erste mal getan worden, wiederholte sich später ohne Bedenken. Es waren lauter sophistische Gründe, die seinen Verstand bestimmten und sein Herz verhärteten: Die Besorgnis, dass er bei seiner schwankenden Gesundheit nicht im stande wäre, die Erziehung

bis ans Ende zu leiten; die Furcht, dass in der Hand The-resens und besonders in derjenigen der Grossmutter, welcher seine Kinder zumeist überlassen sein würden, die Erziehung misslingen müsse, und dass die Kinder nur dem sichern Unglück entgegengingen; die Hoffnung, dass die rauhere Erziehung im Findelhaus sie die Rauheit des Lebens weniger würde empfinden lassen und sie zugleich einer natürlicheren Lebens- und Tätigkeitsweise zuführen werde; endlich die Genugtuung, dass auf diese Weise die Reichen, welche den Armen das Brot stehlen, genötigt würden, die Erziehungskosten Armer selbst zu tragen. Solche Gründe konnten wohl dem kalten Verstande genügen; allein sie vermochten nicht, die Stimme des Gewissens auf die Dauer zu ersticken. In seinem Alter empfand Rousseau bittere Reue. Im „Emil“ schildert er mit Begeisterung das Glück eines wahren Familienlebens. Dort ruft er aus: „Wer die Pflichten eines Vaters nicht erfüllen kann, hat auch das Recht nicht, es zu werden. Weder Armut, noch Arbeit, noch menschliche Rücksichten entbinden ihn der Pflicht, seine Kinder zu ernähren und zu erziehen.“

„Encyklopädisten“ nennt man in der französischen Literaturgeschichte nicht die Mitarbeiter an der grossen, berühmten Encyklopädie, sondern deren Herausgeber, Diderot und d'Alembert, und jene Männer der Aufklärung, welche sich in literarischer Hinsicht um diese beiden Philosophen, in geselliger Hinsicht um den geistreichen und gastfreundlichen Baron v. Holbach scharten. Mit einzelnen dieser Männer machte Rousseau nähere Bekanntschaft. Wir werden darauf zurückkommen, weil die philosophischen Freunde auf Rousseau's späteres Leben grossen Einfluss hatten. Am nächsten stand er fortwährend Diderot. Dieser machte ihm den Antrag, die musikalischen Artikel der Encyklopädie zu bearbeiten. Rousseau willigte ein. Neben seinem Sekretariat vollendete er die neue Arbeit im Anfang des Jahres 1749 in kurzer Frist.

So verfloss die Zeit in ruhiger Tätigkeit, bis ein scheinbarer Zufall plötzlich seinem Gedankenlauf eine neue Richtung gab und damit neue Aufregung herbeiführte.

(Fortsetzung folgt.)

TOTENLISTE.

Vorletzten Dienstag wurde in Herrliberg der 76jährige *Hs. Conrad Stettbacher* zu Grabe getragen, einer von der alten Garde der zürcherischen Lehrerschaft, der, ohne Seminarbildung genossen zu haben, der neuen Schule 42 Jahre lang treue und gute Dienste leistete und aus eigener Kraft dasjenige mühsam nachholte, was ihm an Bildungsmitteln in der Jugend nicht geboten worden war.

Geboren 1807 in Dübendorf als armer Leute Kind, musste er früh schon sein Brot in „der Fabrik“ verdienen. Als junger Mann führte er eine Singschule des Dorfes mit gutem Erfolg und spielte (als Militär) einige Musikinstrumente. Die Freude am Gesang bahnte ihm sodann den Weg zum Lehrerberufe. Erst beim Ortspfarrer und darauf beim Kreislehrer Meier in Enge eignete er sich in wenig Monaten die damals nötigen theoretischen und praktischen Kenntnisse an und bestand im Jahre 1833 die Lehrerpatehtprüfung. Er wirkte zwei Jahre lang als Lehrer in Schlieren (neben dem Sängerpfarrer Sprüngli) und wurde 1835 nach Unterstrass gewählt, wo er 40 Jahre im Schuldienste stand. Er war 1841 einer der Gründer des berühmten Sängervereins „Harmonie“, in welchem er bis in die Fünfzigerjahre als der „beste Tenor“ hoch geschätzt und von Franz Abt ganz besonders ausgezeichnet wurde.

Seit seinem Rücktritte vom Schulamte (1875) lebte er

still und behaglich auf seinem kleinen Gute in Herrliberg, mit kundiger Hand seine Reben und den Garten pflegend.

Stettbacher war zeitlebens sehr gesund und rüstig, und er meinte, seine Tätigkeit als Winzer und Gärtner und seine angestregten Bergtouren hätten wesentlich zur Förderung der Gesundheit beigetragen.

AUS AMTLICHEN MITTEILUNGEN.

Bern. Die Maturitätsprüfungskommission realistischer Richtung wird folgendermassen bestellt: Herren Prof. Dr. Fischer, Präsident, Lindt, Kantonsgeometer in Bern, Fueter-Schnell, Apotheker und Grossrat in Burgdorf, Schaffroth, Pfarrer in Burgdorf, und O. Herzog, Arzt in Münster. Suppleanten dieser Kommission: Herren Tièche, Architekt und Grossrat in Bern, und Prof. Dr. Vetter in Bern.

Die von der Gemeinde garantirte Sekundarschule Schüpfen, deren Besuch unentgeltlich, wird für eine neue Periode vom 1. Januar 1884 bis 1. Oktober 1889 anerkannt und ihr als Staatsbeitrag die Hälfte der jeweiligen Lehrerbesoldungen bewilligt.

Zum Präsidenten der Prüfungskommission für christkatholische Geistliche wird Herr Dr. G. Sidler in Bern gewählt.

Herr Dr. Th. Langhans, Professor der Pathologie an hiesiger Hochschule, hat einen vorteilhaften Ruf an die Universität Marburg erhalten. Die Erziehungsdirektion wird vom Regierungsrate beauftragt, die geeigneten Schritte zu tun, damit diese vorzügliche Lehrkraft der medizinischen Fakultät erhalten bleibe. Es ist Aussicht vorhanden, dass diese Schritte nicht erfolglos bleiben.

Die Patentprüfungskommissionen für Mädchenarbeitslehrerinnen werden für eine neue Periode vom 1. Juli 1883 bis 1. Juli 1887 folgendermassen bestellt: *a.* Für den deutschen Kantonsteil: Herr Grütter, Seminardirektor in Hindelbank, Präsident, Frau Pfarrer Rettig-Müller in Sumiswald, Frau Brand-Zimmermann in Langnau, Frl. Blocher, Anna, in Langenthal. *b.* Für den französischen Kantonsteil: Herr Breuleux, G., Seminardirektor in Pruntrut, Präsident, Frau Albrecht, Elise, Lehrerin der Mädchensekundarschule Biel, Frl. Meyrat, Aline, Lehrerin der Mädchensekundarschule St. Immer.

ALLERLEI.

— *Schweiz.* Auf Anordnung des eidgenössischen Departements des Militärwesens findet vom 26.—29. Juli in Aarau ein Instruktionskurs statt für die Examinatoren bei den Rekrutenprüfungen. Es sind dazu eingeladen 17 Experte und ausserdem Gehülften aus allen Kantonen und zwar je nach der Grösse der letztern ein bis vier.

— *Zürich.* Die Gesamtfrequenz der Zürcher Hochschule beläuft sich während dieses Sommersemesters auf 436 immatrikulierte Studenten und Studentinnen und weist damit eine Frequenzzunahme von 68 regelmässigen Schülern auf. Die vier Fakultäten teilen sich folgendermassen in die Schülerzahl: Theologie 25; juristische Fakultät 58; medizinische Fakultät 174 männliche und 27 weibliche; philosophische Fakultät 145 männliche und 7 weibliche. Zusammen 402 männliche und 34 weibliche akademische Bürger.

— *Bern.* Hochschule. Die Hochschule Bern, deren Lehrpersonal gegenwärtig, mit Einschluss der Tierarzneischule, aus 55 (ordentlichen, ausserordentlichen und Honorar-) Professoren und 30 Dozenten besteht, ist im laufenden Sommersemester besucht von 406 Studirenden, darunter 36 weibliche (26 an der medizinischen, 10 an der philosophischen Fakultät), und

28 Auskultanten. Der Veterinärsschule gehören 44 Studierende an, der Hochschule 390 Studierende und Auskultanten, die sich auf die Fakultäten verteilen, wie folgt: Theologische 44, juristische 105, medizinische 151, philosophische 90. Ihrer Herkunft nach sind Berner 211, andere Schweizer 135, Ausländer 60. Die bernische Kunstschule zählt dormalen 68 Zöglinge.

— *Jubiläum des Seminars Münchenbuchsee.* Wie wir hören, hat der h. Regierungsrat an die Feier einen Beitrag von 1000 Fr. beschlossen. Ferner sollen die Unterhandlungen mit Hofwyl so weit gediehen sein, dass eine Übersiedelung des Seminars nach den alten Fellenbergschen Räumen wohl schon auf nächsten Winter erfolgen könne. In diesem Falle würde das Seminarjubiläum sich zu einer Doppelfeier gestalten: Abschluss einer 50jährigen Periode im alten Johanniterkloster und Eröffnung einer neuen Ära auf dem einst weltberühmten „Wylhof“. Das gäbe der Feier zum interessanten Hintergrund einen nicht weniger reizenden Vordergrund. Bezüglich der Einladungen erlauben wir uns noch die Bemerkung, dass natürlich nicht blos Lehrer, sondern auch Bürger jeden Standes an der Feier willkommen sind und deshalb zur Unterzeichnung der Listen veranlasst werden sollten. Spezielles Programm ist noch keines festgestellt. Doch dürfte die Feier aus einem offiziellen Akt in der Kirche und einem Bankett bestehen. Dass als Dekoration die musikalischen und rhetorischen Genüsse nicht fehlen werden, versteht sich von selbst. (B. Sch.)

— Der Gemeinderat von Olten hat angeordnet, dass die Augen sämtlicher Schulkinder jährlich einmal auf Kosten der Gemeinde untersucht werden müssen.

— *Ein Schulbrand in New-York.* In der zur „Kirche des allerheiligsten Erlösers“ gehörenden Parochialschule in der vierten Strasse hat sich am 20. Februar d. J. um 3 Uhr nachmittags ein entsetzliches Unglück ereignet, welches eine grosse Anzahl von Familien in Jammer und Elend stürzte. Infolge einer durch einen Treppenbrand hervorgerufenen Panik sind 16 Mädchen im Alter von 4—12 Jahren auf grässliche Weise ums Leben gekommen, während eine noch grössere Zahl von Schulkindern mehr oder minder erheblich verletzt und krank darnieder liegen. Von den geradezu unbeschreiblichen Szenen, von dem herzerreissenden Jammer auf der Unglücksstätte kann man sich kaum einen Begriff machen. Es hatte eben drei geschlagen, als eine in der Schule als Lehrerin fungierende Nonne auf der Treppe lautes Jammern hörte und gleichzeitig Brandgeruch bemerkte. Sie rief ihre Wahrnehmung einer Kollegin zu und gab so den Anlass zu der folgenden Schreckenszene. Die Kinder, durch den „Feuer“-ruf alarmirt, stürzten in namenlosem Schrecken und angst-erfüllt der Türe zu, den Feuerruf im ganzen Hause verbreitend. Nun war kein Halt mehr zu finden, aus allen Klassen des fünf Stockwerke hohen Gebäudes strömten lärmend und schreck-erfüllt die Zöglinge der westlichen Treppe zu, da die andere, östliche, eben brannte. Gegen 700 Kinder drängten und schoben sich nun zu diesem einen Ausgange. Da fiel eine der Lehrerinnen ohnmächtig zu Boden, die Kinder hülfesuchend über sie weg. Unter den Kleinen entspann sich ein verzweifelter Kampf; mit äusserster Kraftanstrengung versuchte einer vor dem andern den Ausgang zu erreichen. Das Gedränge wurde dabei derart, dass das Treppengeländer brach. Ein Schrei des Entsetzens, und nahezu 80 Kinder stürzten ein Stockwerk hinunter, einen wirren, schreienden, ächzend sich übereinandertürmenden Haufen bildend. Dumpfes Todesröcheln mischte sich in die Schreckensrufe; es war das letzte Lebenszeichen der teils erdrückten, teils erstickten Opfer der furchtbaren Katastrophe.

Unterdessen war bereits die Feuerwehr angelangt und schritt, ehe sie an die Löschung des Brandes dachte, sofort zur Rettung der Kinder. Es galt zuerst, die armen Kleinen,

welche sich in dem verworrenen Knäuel wanden und krümmten, aus ihrer hilflosen verzweifelten Lage zu befreien. Der musterhaften Ordnung und Schnelligkeit der Feuerwehr ist es zu danken, dass die Zahl der Opfer nicht noch grösser geworden. In wenigen Minuten hatten sie nahezu sämtliche Kinder ins Freie gebracht. Aber in welchem Zustande? Viele von ihnen waren ohnmächtig, halbtot vor Schreck, andere mehr oder minder schwer verletzt und 16 tot. Auf der Strasse hatten sich tausende von Personen angesammelt. Die Nachricht von der Katastrophe hatte sich schnell verbreitet, und hunderte von Müttern waren herbeigeeilt und versuchten händeringend und nach ihren Kindern jammernd, zur Unglücksstätte zu gelangen. Die Feuerwehrleute trugen die Toten und Verletzten in die naheliegenden Läden und in die anstossende Kirche, wo die armen Opfer am Hochaltare auf den Stein- stufen niedergelegt wurden. Herbeigeeilte Ärzte taten ihr Möglichstes, um die Ohnmächtigen ins Leben zurückzurufen und den Verletzten Linderung zu verschaffen. Da lagen die kleinen Opfer, die einen bleich und starr mit verzerrten Zügen, andere wieder engelgleich lächelnd, mit verklärten Gesichtern, als ob sie sanft schlummerten. Ein herzerreissender Anblick! Stämmige Polizisten geleiteten die weinenden Eltern und Verwandten, welche herbeigekommen waren, um ihre Lieben zu identifizieren, durch die dichtgedrängte Menge. Wer es mit angesehen, wie die Mütter mit schreckentstellten Zügen, die Väter mit Tränen in den Augen sich auf die am Boden ausgestreckten kleinen Leichen warfen, wie sie die Gesichter der ihnen so grausam entrisenen Kinder mit Küssen bedeckten, wie die Frauen vor Schmerz und Leid ohnmächtig wurden, wie sie sich in den Armen der Polizisten wanden, wie die Männer krampfhaft die Fäuste ballten, als sie ihre Lieb- linge tot und regungslos vor sich liegen sahen, wird diesen Anblick nie vergessen. Es war eine Szene des höchsten Seelenschmerzes, des Verzweifeln. Wir sahen selbst Polizisten, die hier wahrhaftig an alles gewöhnt sind, mit Tränen in den Augen ihren Dienst erfüllen. Die heransprengenden Ambulanzwagen brachten die Schwerverletzten nach den nächstgelegenen Hospitälern, während Polizisten mit Tragbahnen die Leichen fortschafften. So manche Mutter trug ihren Liebling auf den Armen nach Hause, so mancher Mann, der von der Arbeit herbeigeeilt war, brach in Freudentränen aus, als er nach langem Suchen sein Kind wohlbehalten und lebend in die Arme schloss.

Dass das Unglück so grosse Dimensionen annehmen konnte, ruft hier die allgemeinste Misstimmung hervor, wie denn überhaupt die ganze Leitung dieser Schule zu lauten Klagen berechtigt. Die Einrichtung des Schulgebäudes ist äusserst mangelhaft und unzuweckmässig. Nur zwei Treppen für 700 Kinder, die Breite der Korridore und Treppen nicht über 3 $\frac{1}{2}$ Fuss, in jedem Zimmer nur eine (nach innen zu öffnende) Tür. Auch wurden niemals die sogenannten „Feuerdrills“ geübt, wie dies hier in den öffentlichen Schulen zu wiederholten malen zu geschehen pflegt. Die Kinder aller öffentlichen (Staats-) Schulen haben genaue Vorschriften zu befolgen, sobald Feuerlärm ertönt, welche ihnen sofort bei Beginn des Unterrichtes mitgeteilt werden. Auf das erfolgte Signal formiren sie sich zwei und zwei und marschiren im Tempo, aber schweigend, die Treppen hinunter auf die Strasse. Da jährlich mehrere falsche Alarms gegeben werden, gewöhnen sich die Kinder daran und erschrecken schliesslich gar nicht mehr, müssen aber dennoch selbstredend den Bestimmungen folgen und in Ordnung das Gebäude verlassen. Sie glauben schliesslich alle nicht mehr an die Echtheit des Alarms, bewahren also vollkommen ihre Ruhe. Auch ist jeder einzelnen Klasse genau vorgeschrieben, welche Treppe sie zu benutzen hat. Oft sieht man die Kleinen nach solch' falschem Alarm auf der Strasse herzlich lachen. Die Unterlassung dieser Übungen

in der Pfarrschule „zum Erlöser“ hat sich furchtbar gerächt. Hoffentlich wird man hier und anderwärts daraus die nötigen Lehren ziehen, um ähnliche Unglücksfälle für die Zukunft unmöglich zu machen. Es ist dies die einzige Sühne, die den armen Opfern der Katastrophe gebracht werden kann. (P. Bl.)

— *Frankreich.* Schulbücher und Klerus. In französischen Schulen stehen Lehrbücher von Paul Bert, Compayré, Steeg und Gréville in Gebrauch. Der Bischof von Viviers hat nicht nur den Lehrern, welche sich dieser Bücher beim Unterricht bedienen, sondern auch den Schülern, die sich dieses Verbrechens, „und wäre es auf Befehl der Lehrer“, schuldig machen sollten, mit allen Strafen der Hölle gedroht und wird deshalb „wegen Bedrohung eines Beamten, um ihn von seiner Pflicht abwendig zu machen“, von den Gerichten zur Verantwortung gezogen.

Für unsere Lehrerinnen.

(Von einer Kollegin in der Ferne.)

Mein erster Klausurtag in Indien.

(Von Karoline van Santen)

Aus dem Holländischen von Professor Z.

I.

Erst seit wenigen Monaten hatte ich mein liebes Holland verlassen, um im Innern Javas, im Hauptorte der Residentenschaft Tjirangan eine Stelle als öffentliche Lehrerin anzutreten. Der Ort lag in einer Bergmulde versteckt und war, zumal zur Zeit des Regenmousson, gänzlich von der übrigen Welt abgeschlossen.

Der Kalender verkündigte das Herannahen des 5. Dezember, und mit einem wehmütigen Genusse erinnerte ich mich, wie sie jetzt drüben in der fernen Heimat — ein trautes Heim war das halb aus Stein, halb aus Bambusrohr erbaute Pavillon, das ich mit meinem Vorgesetzten und seiner beständig keifenden Frau bewohnte, für mich eben nicht im Vergleich mit dem frohmütigen, warmen und mit Gas erleuchteten Stübchen am Graben in Amsterdam — wie jetzt die Lieben alle daheim am grossen Tische gesellig beieinander sassen, beschäftigt, allerlei hübsche Geschenke zu versenden und empfangene Pakete mit Angebinden zu öffnen, während allerlei Herrlichkeiten aus dem Laden des Zuckerbäckers: Marzipan, Zuckerkuchen u. dgl., den Tisch bedeckten. Nicht dass ich etwa mehr als irgend ein anderes Menschenkind auf Backwerk besonders erpicht bin, aber der liebliche Duft, den dasselbe verbreitet, und sein Anblick verleihen dem St. Nikolausabend einen so eigenartigen Reiz, und hier — vermisste man das alles, dafür aber regnete es tage- und tagelang; es regnete, so lange ich mich erinnern konnte. Die höheren Gipfel der Berge hüllten sich in einen undurchdringlichen Mantel von Regenwolken; die Bäche und Flüsse waren angeschwollen und überfluteten schon da und dort die Sawahs (Reisfelder); die Strassen schienen, nicht mehr aus Erde, sondern aus einem dicken Schlamm zu bestehen; die Posten kamen unregelmässig an, und die Gesichter der wenigen Europäer, die das Vorrecht hatten, Tjirangan zu bewohnen, sahen alle eben lang, langweilend und verdriesslich genug aus, und jeder sagte zu mir: „Sie treffen's wirklich herrlich, Fräulein van Santen; schlimmer, als es jetzt ist, wird es sobald nicht. Sie fangen hier an, wenn es recht arg ist, und das ist immer ein Vorrecht.“

Ich dagegen setzte hierauf keinen gar grossen Wert. Bei Tage, da ich beschäftigt war in der Schule oder in den Häusern, worin ich Privatunterricht erteilte, vergass ich vorüber-

gehend Witterung und Heimat; allein am Abend stellten sich die trüben Gedanken mit unwiderstehlicher Macht ein, wenn ich mein einsames Stübchen der Vorgalerie vorzog, wo die Frau Lehrerin jede Gelegenheit benutzte, mich fühlen zu lassen, wie unverständlich die Herren von der Regierung handeln, indem sie Frauenspersonen Schulstellen anvertrauen, wie sehr der Unterricht bei Kindern darunter leide und das Leben der Vorsteher an solchen Schulen ein wahres Fegefeuer dadurch geworden sei.

Und in meinem Stübchen war es so fröstelnd und nasskalt, dass man sich nicht vorstellen konnte, unter dem Wendekreis zu wohnen; der Regen sang sein eintöniges Lied längs der Dachrinne, und Ströme Wassers ergossen sich in den überlaufenden, riesigen, steinernen Behälter mit bisweilen donnerndem Getöse.

Ich sass, in meinen Shawl gewickelt, beim schimmernden Petroleumlämpchen und las in einem Buche, befand mich jedoch dabei in der herrlichen Stimmung, bei der es absolut unmöglich ist, sich selbst durch die spannendste Lektüre zu zerstreuen. Unsere eigenen Gedanken drängen sich alsdann so sehr in den Vordergrund, dass kein Plätzchen mehr übrig ist für diejenigen anderer, und sie beherrschen uns dann so ganz, dass die Buchstaben als sinnlose Figuren auf dem Blatte tanzen und dass man rein mechanisch ein Blatt nach dem andern umschlägt, ohne sich Rechenschaft geben zu können von dem, was darauf stand.

So sass ich denn am Tage vor St. Nikolaus einsam auf meinem Zimmer und tat endlich, was mir am wenigsten langweilig zu sein schien; ich schloss nämlich mein Buch und hing meinen Gedanken nach, bis ich zuletzt in Tränen ausbrach und mein Weinen und Schluchzen den Regen geraume Zeit begleiteten, indem ich meiner teuren Mutter und der lieben Schwesterchen in der Heimat gedachte. Müde von der Aufregung und mit rotgeweinten Augen stand ich endlich auf und begab mich zur Ruhe. Schon manche Abende hatte ich auf diese Weise zugebracht, und ich fühlte nur zu gut, wie sehr meine Gesundheit darunter litt. Des Morgens, wenn ich an meine Arbeit ging, war ich abgemattet; ich fühlte Kopfschmerzen, und wie ich wieder so dasass, beschloss ich, mutig zu tun, um was Madame mich schon zu wiederholten malen indirekt ersucht hatte (sie war eben zu bescheiden [!], um einen Wunsch direkt zu äussern), nämlich ihrem unmusikalischen, ungelehrigen, eigensinnigen, launenhaften, in einem Wort würdigen Töchterchen Rosalie in den Nachmittagsstunden Klavierunterricht zu geben.

Ich hatte kaum diesen Entschluss gefasst und schickte mich an, ins Hauptgebäude hinüberzugehen, als ich ganz nahe bei meinem Pavillon das Plätschern der Tropfen auf einem Regendache vernahm. Das musste etwas Besonderes sein. Ich stand auf, öffnete die Glastüre und stand vor einem jungen Javanen, der auf der Brust ein kupfernes Schild trug, das Kennzeichen der Bedienten der Residentsassistenten. Er überbrachte mir ein Briefchen von der Frau Assistent.

Obgleich die Madame unseres Hauses mit der Geringschätzung einer holländischen Käshändlerstochter auf die Frau Assistent herniedersah, weil sie ja nur eine „Nonna“, eine junge Indierin, war, schien mir diese eine wohlgezogene, allerliebste Frau zu sein, für welche ich viel Sympathie fühlte.

„Liebes Fräulein!“ stand in dem Briefchen, „darf ich Sie bitten, morgen nach beendigter Schulzeit bei mir vorzusprechen? Ich habe auf den Abend etwas im Sinne. Sie würden mit einer gefälligen Zusage sehr erfreuen Ihre Ihnen wohlgeordnete Marie van Damme-Arents.“

(Fortsetzung folgt.)

Anzeigen.

SCHWEIZ. LANDESAUSSTELLUNG IN ZÜRICH

(H 71 Z)

Mai bis September 1883.

Im Druck und Verlag von F. Schulthess in Zürich ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben, in Frauenfeld bei J. Huber:

Praktische Geometrie,

Anleitung zum Feldmessen, Höhenmessen und Nivelliren

zum

Gebrauch an Mittelschulen, Lehrerseminarien, Forstschulen und landwirtschaftlichen Schulen, sowie zum Selbstunterricht für Förster, Feldmesser, Draintechniker u. s. w.

herausgegeben von

A. Ph. Largiadèr,

Sem.-Dir. in Strassburg i. E.

Vierte, sorgfältig durchgesehene Auflage.

Mit zahlreichen Holzschnitten im Text und zwei lithographirten Tafeln.

8° br. Fr. 2. 50.

Unterzeichneter empfiehlt den Herren Lehrern und Schulen seine (H 2739 Q)

Restauration

mit schönem, schattigem Garten, grossem Saal nebst Piano. $\frac{1}{2}$ Stunde nach der Eremitage oder der Schlossruine Dornach.

A. Munzinger,

Station Dornach-Arlesheim.

Die Lehrerstelle in Adrianopel ist besetzt!

Ein diplomirter

FACHLEHRER

für Mathematik und Physik mit praktischer Erfahrung wäre geneigt, Stellvertretung zu übernehmen.

Gefl. Offerten an d. Exp. d. Bl.

Schulschreibhefte

Zeichnenpapiere

Federn & Federnhalter

Bleistifte & Gummi

empfehle in guten Qualitäten und zu billigsten Preisen (Muster stehen zu dienen).

Carl Kölla in Stäfa am Zürichsee.

Das

Verzeichnis wertvoller Werke

aus dem

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig
zu ermässigten Preisen

ist bis Ende Dezember 1883 durch Unterzeichnete zu beziehen und wird von derselben gratis abgegeben.

Inhalt: 1) Bibliographie, encyklop. Werke, Literatur- und Sprachwissenschaft, Zeitschriften. 2) Theologie, Philosophie, Pädagogik. 3) Griechische und römische Philologie, Altertumswissenschaft, Orientalia. 4) Jurisprudenz und Staatswissenschaft. 5) Geschichte, Biographien, Memoiren. 6) Geographie, Reisen, Atlanten. 7) Medizin, Chirurgie, Pharmacie. 8) Naturwissenschaften. 9) Land- und Forstwissenschaft, Mathematik, Militaria, Technologie. 10) Deutsche und ausländische Literatur, gesammelte Werke, Briefwechsel. 11) Kunst, Vermischtes. 12) Romane, Novellen. 13) Dichtungen. 14) Dramatisches.

J. Huber's Buchh. in Frauenfeld.

Fritz Reuter's

sämmtliche Werke.

Volksausgabe in 7 Bänden.

Diese neue Volksausgabe erscheint in 42 Lieferungen à 70 Cts.

J. Huber's Buchh. in Frauenfeld.

Soeben ist erschienen und in jeder namhaften Buchhandlung vorrätig:

Statistik

über das

(O V 216)

Unterrichtswesen in der Schweiz

im Jahr 1881.

Im Auftrag des schweiz. Departements des Innern auf den Zeitpunkt der schweiz. Landesaussstellung in Zürich 1883

bearbeitet von

C. Grob,

Sekretär des Erziehungswesens des Kantons Zürich.

- I. Teil: Organisation und Schülerverhältnisse der Primarschulen.
- II. - Lehrpersonal der Primarschulen.
- III. - Oekonomische Verhältnisse der Primarschulen und Arbeitsunterricht der Mädchen.
- IV. - Kindergärten, Fortbildungsschulen, Privatschulen.
- V. - Mittlere und höhere Schulen.
- VI. - Uebersichten.
- VII. - Zusammenstellung der schulgeseztlichen Bestimmungen des Bundes und der Kantone, bearbeitet von Dr. O. Hunziker, Seminarlehrer in Küsnacht.

Preis Fr. 12. 70.

Einzelne Hefte werden nicht abgegeben!

Zürich, Juni 1883.

Orell Füssli & Co. Verlag.

Vorrätig in J. Huber's Buchhandlung in Frauenfeld:

Spezial-Atlas

der bekanntesten und besuchtesten Gegenden und Städte Deutschlands und der Alpen.

Ein Ergänzungswerk für jeden Handatlas.

100 Karten in gleichem Masstab von 1:125,000 der natürlichen Länge

in sechsfachem Farbendruck.

Gezeichnet und herausgegeben

von

Eduard Gaebler.

Jeder Subskribent erhält als Gratisbeigabe mit der letzten Lieferung eine sorgfältig ausgeführte Karte des Deutschen Reiches im Masstab von 1:1,750,000 mit Gebirgsformationen und sämtlichen Verkehrswegen.

Der Atlas erscheint komplet in 25 Lieferungen à Fr. 1. 35.

Die erste Lieferung wird auf Verlangen gerne zur Einsicht mitgeteilt.